

schichte der Medizin in empirischer Kleinarbeit angewendet werden. Nachdem dieser Themenbereich für die Sozialgeschichte entdeckt und mit einem bestimmten Repertoire von Fragestellungen verbunden wurde, werden nun die Vorgaben der »Pioniergeneration« überprüft, differenziert, und auch revidiert. So wurde z. B. die Medikalisierung ursprünglich häufig als ein Disziplinierungsmechanismus beschrieben, der den Interessen der Herrschenden diene. Diese vereinfachende Sichtweise ist einer komplexeren Betrachtung gewichen, die auch die aktive Aneignung bestimmter Sicht- und Verhaltensweisen durch die »Medikalisierten« berücksichtigen will. Bei dieser Art Bemühen um die Erfassung der historischen Subjekte zeigt sich der spezifische Nutzen der »kleinräumigen« Betrachtung. Deutlich wird auch, daß neben der Weiterführung solcher empirischer Forschungen vergleichende und zusammenfassende Studien notwendig sind. Insgesamt bleibt festzuhalten, daß die Auseinandersetzung mit den großen konzeptionellen Vorgaben (Medikalisierung etc.) das empirische Interesse am Themenbereich Medizin und Gesundheit nach wie vor strukturiert und lenkt, und dies mit erkennbarem Nutzen.

*Thomas Schlich, Stuttgart*

Tony James, *Dream, Creativity, and Madness in Nineteenth-Century France*, Clarendon Press, Oxford 1995, 304 S., geb., 37,50 £.

Die vorliegende Arbeit gehört zu den Veröffentlichungen, die im Titel einen Anspruch erheben, der nur teilweise eingelöst wird. Das Buch beschreibt, wie sich der Begriff des »Traums« und die damit verbundenen Vorstellungen im Laufe des 19. Jahrhunderts in Frankreich veränderten, welche Beziehungen zur »Kreativität« gesehen wurden und wie vereinzelt in diesem Zusammenhang auch der Begriff des »Wahnsinns« debattiert wurde. Der Verfasser arbeitet ideengeschichtlich und wertet Schriften von Ärzten, Philosophen und vor allem von Schriftstellern wie Balzac, Hugo, Baudelaire und Rimbaud aus. Am ehesten kann die Arbeit als eine literaturgeschichtliche Studie mit Ausflügen in medizinische Debatten gekennzeichnet werden. Letztere werden jedoch nicht systematisch dargestellt, wie überhaupt die Entwicklung der Psychiatrie in Frankreich oder der Zusammenhang zwischen psychischen Erkrankungen, Irrenanstalten und der allgemeinen Debatte und den Einstellungen gegenüber dem »Wahnsinn« im 19. Jahrhundert nicht behandelt werden. Diese im Titel geweckten Erwartungen werden nicht erfüllt.

Die Arbeit beschreibt, daß zu Beginn des 19. Jahrhunderts der Traum vorherrschend als ein passiver, automatisch ablaufender Prozeß verstanden und vom Zustand des Wachseins deutlich abgegrenzt wurde, das demgegenüber durch die »höheren Formen« des menschlichen Bewußtseins, durch freien Willen, Handeln und Entscheidungsfähigkeit gekennzeichnet gewesen sei. Insofern wurde auch keine Verbindung zwischen Kreativität als Ausdruck menschlicher Leistungsfähigkeit und dem Traum oder dem Schlafwandeln gesehen. Vereinzelt angeführte Fälle galten als Anomalie. Diese Auffassungen änderten sich im Verlaufe des 19. Jahrhunderts. Die anfangs so eindeutige Gegenüberstellung von Wachsein und Traum wurde zunehmend aufgelöst, und auch der Prozeß der Kreativität mit Träumen, Einbildungen oder Halluzinationen in Verbindung gebracht. Dies beschreibt der Verfasser vor allem durch eine Wiedergabe und Analyse von Erzählungen und Romanen der oben genannten Schriftsteller, die sich zudem teilweise selbst über mögliche Zusammenhänge zwischen Träumen und Kreativität äußerten. Autoren wie Hugo betonten die Bedeutung von Träumen für ihre schriftstellerische Kreativität, insistierten aber darauf, daß diese sich nicht automatisch aus den Träumen ergebe. Nicht die Träume selbst seien kreativ, sondern die Schriftsteller und allgemeiner gesprochen die Menschen,

die ausgehend von Träumen (oder auch Halluzinationen) durch eine bewußte Anstrengung des Willens einen Roman oder ein anderes Werk schufen. Insofern hatte Hugo auch nur Spott für die These übrig, daß Genie eine Variation des Wahnsinns sei. Zugleich betonten er und andere Autoren, daß es eine dritte Ebene zwischen der Realität und der Welt des Traumes gebe, da allein schon die von ihnen geschaffenen Werke eine eigene Existenz gewannen und in einer eigenen Welt existierten. Wer an diesen Fragen interessiert ist, findet in der Arbeit von James reichhaltiges Material, dessen Auswahlkriterien allerdings nicht hinreichend klar werden. Die Bedeutung der genannten Schriftsteller muß nicht erläutert werden, doch der Stellenwert der – ohnehin knapp – vorgestellten medizinischen Debatten wird nicht recht deutlich. Wer zudem als Historiker oder gar als Sozialhistoriker ein allgemeineres Interesse an den im Titel genannten Fragen hat, wird enttäuscht sein.

*Franz-Josef Brüggemann, Freiburg*

Angela Giebmeier, Wohnen in Trier in der Mitte des 19. Jahrhunderts. Baustruktur und soziale Aspekte, Aenthal Verlag, Trier 1995, 219 S., kart., 38 DM.

Die Autorin der vorliegenden Veröffentlichung wertet in ihrer Magisterarbeit die Bauakten und die Akten der Gebäudesteuerveranlagungen der Stadt Trier im frühen und mittleren 19. Jahrhundert aus. Dazu kommen Statistiken und Ratsprotokolle. Im Mittelpunkt der Studie stehen Aspekte des Städtebaus und der Wohnstrukturen sowie Ausführungen zur Qualität der Gebäude und zum Status der Bewohner. Der Wert des Buches beruht vor allem auf der Beschäftigung mit einer kleineren Stadt, die im 19. Jahrhundert nur in geringem Maße vom ökonomischen Fortschritt tangiert wurde. So erfahren die Leserinnen und Leser etwas über städtische Kontinuität in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, während üblicherweise der Blick auf die größeren, am Urbanisierungs- und Industrialisierungsprozeß dynamisch teilnehmenden Städte fällt. Eine Stadt wie Trier wurde von der Hinterhofbebauung und der dadurch gestiegenen Grundstückswohndichte allerdings auch nicht verschont, zumal die Trierer Bauordnung von 1855 die Bebauungsdichte nicht limitierte.

An Hand der »Gebäudeveranlagungen«, die auf dem Nutzwert des jeweiligen Grundstücks bzw. Hauses beruhten, rekonstruiert die Autorin die innerstädtische Sozialdifferenzierung. Die höchsten Nutzwerte waren erwartungsgemäß im Zentrum anzutreffen, vor allem in den beiden Hauptstraßen der Stadt, während demgegenüber der Nutzwert der Häuser in den Nebenstraßen und am Stadtrand stark abfiel. Die auf diesem Nutzwertgefälle beruhende Topographie bestand schon seit dem Mittelalter, und das war offensichtlich typisch für eine ganze Reihe von Städten. Bis zum Ende des Untersuchungszeitraumes erfolgte noch keine Abwanderung der Oberschichten in die Vororte.

Die Autorin wertete zudem die in den Bauakten enthaltenen Hausgrundrisse aus und beschreibt die Wohnungen. Sie schlußfolgert: Dunkle Räume, schädliche Keller- und Dachwohnungen oder -zimmer, in denen vielfach Dienstboten hausten, konnte man auch in Trier finden. Der Arbeitsbereich war vom Wohnbereich häufig noch kaum getrennt; die Haushalte versorgten sich noch zu einem guten Teil selbst, hielten bis in die 1860er Jahre noch Vieh, weswegen ein Drittel aller Haushalte über Ställe verfügte. Den Anbruch eines neuen Zeitalters merkte man an der sinkenden Zahl der Haushalte mit Gesellen, wenngleich auch hier die Entwicklung langsamer vor sich ging als in anderen Städten. Ebenfalls im Unterschied beispielsweise zu Berlin und den Zechengemeinden des Ruhrgebiets spielten Schlafgänger in Trier nur eine recht geringe Rolle. Ein relativ hoher Prozentsatz der Häuser, nämlich 27 Prozent, wurde ausschließlich von den Eigen-